



# Elf, Elf, Elf.

Von Kurt Münzer.

Dieses Unbegreifliche, Gehirn und Herz verwirrende kann ich durch Datum und Zeitangabe und eine Rechnung des Amtes belegen! Es war der achtzehnte Juni neunzehnhundertundsechzehn, abends. Es war mein Geburtstag, und ich war ganz allein in meiner Stube im Dachgeschoß des alten Hauses am Rande der Stadt. Es war ein trüber Tag gewesen, aber von der untergehenden Sonne hatten sich die Wolken verzogen, ein sanftes Grün, ein mildes Blau breiteten sich unter die rotglühende Kugel, und die Türme der Stadt hatten nachher noch lange schwarz auf Goldgrund gestanden.

Ich saß am See auf meiner Bank. Ich war traurig bis ins Blut. An diesem Tage hatte ich kein Wort mit einem Menschen gesprochen, und ich hatte keinen Brief, kein Lebenszeichen eines geliebten Wesens erhalten. Ich wußte, daß man mich nicht vergessen hatte drüben hinter den Grenzen. Aber die Post war eben ausgeblieben.

Als die Sterne im Westen, wo der Himmel klar blieb, aufblühten, ging ich heim. Und da war ich nun in meiner Stube. Einsam wie Mutterliebe. Allein wie ein Flieger im Himmel. Doch der hörte den Lebensherzschlag seines Motors. Und mir war's als stünde alles Leben um mich still. Auf der Straße kein Schritt, im Hause kein Laut, selbst meine Maus nagte noch nicht. Durchs offene Fenster hauchte die Nacht ihren Laubodem, Tanne und Palmen rauschten. Vom Berg herab zitterten Lichter. Dort war der Mensch, aber meine Sehnsucht ging weiter, ohne Ziel; mein Wunsch hatte keinen Namen. Mein Blut trauerte: das ist die hoffnungsloseste Traurigkeit. Mein Fleisch war melancholisch. Da hilft nichts. Nur ein neuer Tag. Aber jetzt schlug es am Münster; es war zehn Uhr. Erst zehn Uhr — und vor zwei Uhr nach Mitternacht pflegte ich mein Licht nicht zu löschen.

Wie alt war ich heut! Denn ich war müde. Mein Herz hatte ausgelacht, hatte ausgefungen. Wieviel Leidenschaften hatte es gestreift, mit seines flüchtigen Flügels Schwinge gerührt — die Narben waren verwachsen, es war wieder wie unberührt, es wartete auf neue Wunden. Es wartete auf eine Wunde, die nicht verheilen würde. Alles

Fleisch hat nicht viel Heilkraft mehr, das Blut ist verdorben. Süßer Gedanke, Bluter zu sein, Wunde zu tragen bis in den Tod. Nur im Schmerz wissen wir doch ums Leben! — Es war ein Viertel nach zehn. Ich saß am Schreibtisch, neben mir stand das Telefon. Es hatte den ganzen Tag geschwiegen. Plötzlich überkommt mich etwas, ich gehorche, ich tue, was ich muß, ich nehme den Hörer ab, das Amt meldet sich, und ich spreche — wem? — nach „Elf, elf, elf.“

Das Fräulein jenseits, unsichtbar, nur meinem Gehörinn zugänglich, wiederholte: „Elf, elf, elf. Dreimal elf.“

„Ja, Fräulein, bitte.“  
„Einen Moment.“

Und nun saß ich da und ertrank in dem Nauschen des Drahts, der durch Nacht und Welt schwang. — Wohin? Elf, elf, elf... Vielleicht schlief ein Vogel auf ihm, der Schweiß eines entflohenen Drachens, ein Grasbalm, vom Wind hinaufgetragen... Die Wunder der Natur sangen mit im Draht entzogen. Wolke, Wind, Nacht, See, Berg, Wald, Stadt und Tier.

Vorwärts warte ich? Ich hatte diese Nummer nie gekannt! Wen hatte ich da anrufen müssen, nachts, ohne meinen Willen? Plötzlich verdichtete sich das Nauschen, die ganze Welt floß zusammen in einen Menschen, von dem es nichts weiter gab als eine Stimme. Eine Stimme ohne Leib, eine tönende Seele, ein redendes Herz...

Sie sprach: „Du — Geliebtester —“  
Dieses Ausruhen löste plötzlich meine Spannung. Ich lächelte. Aus dem Herzen hinauf. So ist es, wenn man schwebt. Oder wenn man Tot-sein fühlen könnte; alles ist aufgehoben und erfüllt und gut. Kein irdischer Rest mehr. — Nicht einmal mehr des Herzens Schlag. Alle Materie ist verschwunden.

„Ja“, sagte sie, „ich bins“.

Und ich erwiderte:

„Ich habe auf dich den ganzen Tag gewartet. Wenn ich nun nicht gerufen hätte —“

„Dann wär ich in deinen Traum gekommen.“

„Du hast die Stimme meiner Mutter.“

„Auch ihr Herz, mein Liebling, warst du traurig heut?“

„Ich weiß nicht mehr.“  
„Ich glaube, auch die Dinge werden traurig, wenn du sie ansiehst.“

„Weil sie nicht du sind und mir also nichts sein können.“

„Wie unbescheiden bist du immer, Geliebter. Das Leben hat dich so lieb, du bist nie zufrieden.“

„Ich weiß jetzt, warum: ich messe die Erfüllungen meiner Wünsche nie am Möglichen, sondern an meinen Träumen von Vollendung und Vollkommenheit. Da muß immer ein Rest bleiben, eine Enttäuschung.“

„Bin ich auch deiner Liebe unvollkommener Gegenstand?“

„Du? Warst du denn je mein Wunsch? Du bist mein Wunder. Gekommen, es' gehahnt. Erfüllt, ehe gehofft. An dir fühl ich, wie unvollkommen mein Wünschen war.“

„Bist du glücklich?“

„Ganz! Man ist glücklich, wie man liebt. Ich bins ohne Rest.“

„Was weißt du von mir?“

„Ich liebe dich.“ — „Kennst du mich?“

„Ich liebe dich.“ — „Du liebst mich.“

„Darf ich denn?“

„Soll sich nicht Liebe zu lieben erlauben?“

„Und du?“

„Ich liebe dich —“

„Aber ich bin nur ich —“

„Ich liebe dich, mein Freund —“

„O! Geliebt zu sein, welche Würde des Menschen! Warum bist du nicht bei mir; du hast mich ja lieb!“

„Hätte ich dich lieb, könnte ich bei dir sein; aber ich habe dich lieber!“

„Glaubst du, daß Liebe ewig ist?“

„O, was willst du! Nicht einmal der Schmerz ist ewig!“

„Du, ach, ich möchte dir mein Bestes geben!“

„Überlege! Man kann einem Menschen nicht sein Bestes geben, wenn man ihm nicht auch sein Schlimmstes gibt!“

„Wo bist du? Nähe ist alles!“

„Aber Ferne ist mehr!“

„Ich möchte dich genießen.“

„Genug ist auch zugleich Verlust des Genossenen.“

„Du sollst mir gehören! Aber ich weiß ja; manchmal gehört uns der Mensch, seine Seele nie.“



„Und in einem Falle gehört uns eine Seele, aber der Mensch nicht.“

„Bist du diese Seele?“

„Ich liebe dich —“

Es rauschte auf, die süße Stimme erkrankt.

Ich rief: „Wer bist du —“

Ganz fern — unendlich — in den Sternen oben, in der Nacht unten, ein Hauch —

„Nenne mich Mimi —“

Ein feiner hoher Ton — es brauste aus der Tiefe herauf, das Geheimnis rauschte. — Hielt ich eine Meermuschel am Ohr —

„Sprechen Sie noch?“ rief das Fräulein vom Amt.

Der Hörer wurde mir in der Hand unerträglich schwer, ich legte ihm auf die Gabeln, es knackte. — Aus, vorbei, Schluß.

Es schlug halb elf. Auf der Straße ging jemand vorüber. Die Kapen im Hause da drüben schrien. Meine Nerven zuckten. Ich litt. Plötzlich erinnerte ich mich — Mimi — mein Herz löste sich auf in Trost . . .

Am andern Tag früh, rief ich beim Amt an und bat um Auskunft über Nummer Elf-Elf-Elf.

„Gibt es nicht“, rief das Amt.

„Aber Fräulein, ich habe gestern mit Elf-Elf-Elf um zehn ein Viertel nachts gesprochen!“

„Ausgeschlossen“, antwortete das Amt.

„Die Nummer gibt es nicht!“

Nie habe ich etwas erfahren. Ich weiß nichts. Aber dennoch war es kein Traum gewesen. Denn am Ende des Monats bekam ich die Rechnung vom Amt über ein Nachtgespräch am achtzehnten Juni . . . Also was nun?

erfahrungen müssen jetzt verwendet werden, man muß sie erweitern, mit anderen, mit Regemenschen Fühlung nehmen, um nicht stehen-zubleiben, um nicht etwa zu erstarrten. Die Klugheit, ja Weisheit dieser Lebensperiode liegt ja hauptsächlich darin, mit den Jungen mitzuwachsen, mitzukommen, um keine Klust zwischen dem Gestern und Heute zu empfinden, um einem einsamen Alter zu entgehen, um nicht verbittert und gekränkt zurückzubleiben. Jede Epoche meint, daß bloß sie diesen Konflikt durchzumachen habe, während er den Vorgenerationen erspart bleibt. Dies ist durchaus nicht der Fall. Jede Epoche hat ihren besonderen Zeitgeist und jede allmählich in die reifen Jahre hineinwachsende Generation sieht sich vor eine fühlbare Klust gestellt, die sie von der Jugend trennt. Das war stets so und wird bis zum letzten Tage unserer Erde so bleiben. Mag einem die neue Zeit gefallen oder nicht, es ist klug und menschlich, sich der Zeit anzupassen, in die die neue, die werdende, zukunftsbestimmende Generation hineinwächst. Wer das rechtzeitig erfährt, wird aus dem Stück Menschenleben, das unweit von der Vollendung des fünfzigsten Jahres liegt, ein besonders reiches Stück Lebensweges zu gestalten wissen. Es heißt jetzt: mitgehen und nicht zurückbleiben!

Der achte Lebensabschnitt im Menschenleben reicht vom 49. bis zum 56. Lebensjahre. Noch immer sind das reife und gute Jahre. Es gibt Menschen, die gerade in diesem Alter das Beste schaffen. Es ist die Zeit, wo zum Beispiel Künstler herrliche Werke schaffen

Auch die nächste Lebensperiode, die bereits in die Sechzigjahre hineinreicht, braucht noch keine wesentliche Veränderung mit sich zu bringen. Eine innere Ausgeglichenheit wohnt nun dem Menschen inne. Er weiß um viel, er kann seine Mitmenschen verstehen. Ueberschauendes und Erkennendes vermischen sich in ihm, er besitzt die Gabe der sicheren Erkenntnis, des richtigen Urteils. Der betreffende Mensch verläßt körperlich zwar bereits langsam die einstige Höhe, aber es scheint fast, als ob die Natur die geistige und seelische Vollkommenheit nach Möglichkeit lange zurückhalten möchte.

Die nächste Lebensperiode, die vom 63. bis zum 70. Lebensjahre reicht, bildet den Übergang zum Alter. Die Natur richtet es so ein, daß dieser Übergang schmerzlos vor sich geht, daß er zum allmählichen, ganz selbstverständlichen Platzabtreten an die Jugend wird. L. St.

## Alle 7 Jahre.

### Die Erneuerung des menschlichen Organismus.

Es ist allgemein bekannt, daß sich der Mensch alle sieben Jahre grundlegend verändert. In diesem Zeitraum nämlich werden die gesamten Gewebezellen, die die einzelnen Organe bilden, ab- beziehungsweise neuangebaut, und die Lehre vieler Wissenschaftler, daß ein Mensch nach je sieben Jahren chemisch nicht mehr das gleiche Lebewesen sei, ist in einem gewissen Sinne, wenigstens was die menschliche Substanz anbelangt, zutreffend. Die Natur, die nichts willkürlich oder gar zwecklos einrichtet, fügte es denn auch so, daß alle sieben Jahre eine besondere Epoche des Menschenlebens vollendet wird.

Die ersten sieben Lebensjahre im Menschenleben bilden die Kleinkinderzeit. Nie wieder wächst der Mensch so schnell in diesem Zeitraum und auch sein Körpergewicht wird niemals wieder so wesentlich vervielfacht wie in diesen Lebensjahren. Daß diese ungeheure körperliche Entwicklung aber auch mit einem ungemäßen großen geistigen Aufbau Hand in Hand geht, ist ein wahres Wunder der Natur. Das Kleinkind entwickelt sich eigentlich von Tag zu Tag. Es denkt und handelt noch nicht logisch, sondern psychologisch, aber es baut sich seine Welt, indem es ununterbrochen fragt und wieder fragt. Daß nach vollendetem siebentem Lebensjahre der Charakter eines Menschen in seinen wesentlichen Grundzügen feststeht, ist eine unbestritten dastehende Tatsache.

Die zweite Lebensperiode des Menschen, die vom siebenten bis zum vollendeten vierzehnten Lebensjahre reicht, ist das eigentliche Schulalter. Die geistige Erziehung des Kindes setzt ein. Das Kind beginnt logisch zu denken und folgerichtig zu handeln. Dieser Lebensabschnitt ist die grundlegende Vorbereitung für den ferneren Lebensweg.

Die Zeit zwischen dem 14. und 21. Lebensjahre ist die Epoche der körperlichen Reife, die Zeit, wo der Geist gährt, wo die widerstreitendsten Gefühle im Menschen entstehen, die „Sturm- und Drangjahre“. Nie zuvor und auch niemals nachher ist die Behandlung eines Menschen so schwierig wie in dieser Zeit. Widerspruchsgeist, Auflehnung, merkwürdige, sich widersprechende Ansichten treten zutage.

Die Zeit zwischen dem 21. und 28. Lebensjahre ist ein schöner und bewußt zu lebender Abschnitt im Menschenleben. Der Mensch ist nun großjährig, seine körperliche Entwicklung ist abgeschlossen. Die Berufswahl und die erste schwierige Zeit des Berufslebens liegen hinter

ihm, d. h. wenn er heute überhaupt einen Beruf findet. War die vorhergehende Epoche die Zeit der körperlichen Reife, so ist diese die Zeit der Liebeserfüllung. Die meisten Ehen werden ja auch in diesem Lebensalter geschlossen. Das Leben, nämlich der starke Lebensdrang und das Erleben, stehen in dieser Epoche im Vordergrund. Alles Bestreben des Menschen ist darauf gerichtet, die Vereinigung mit einem geliebten Menschen einzugehen. Man fühlt sich jung, dennoch aber reif und erwachsen, man möchte Pflichten und Verantwortungen auf sich nehmen. Das Leben lockt, die Arbeit macht Freude. „Man ist zu alt, um nur zu spielen, zu jung, um ohne Wunsch zu sein.“ Diese Worte Fausts treffen auf Menschen dieser Jahrgänge zu.

Die Zeit zwischen dem 28. und 35. Lebensjahre kann als wichtigste Aufbauperiode bezeichnet werden. Der Mensch ist nun bestrebt, sich in geistiger Hinsicht zu vervollkommen. Neue Interessen entstehen. Die letzten Ausläufer der drängenden und gärenden Entwicklungsjahre sind überwunden, das seelische Gleichgewicht ist hergestellt, die Erfüllung des Lebens gekommen. Die Natur kann jetzt der geistigen und seelischen Entwicklung alle Kräfte zuwenden. Die realen Dinge des Lebens, der Lebenskampf, stählen den Menschen. Aus dem „jungen“ Manne wird allmählich ein „reifer“ Mensch. Aus der ganz jungen Frau wird jetzt die über den Dingen stehende, das Leben meisternde Gefährtin des Mannes.

Die nächste Lebensperiode ist wieder besonders tief und einschneidend, weil sie den Übergang von der Jugend zur Reife darstellt. Die Höhe des Lebens ist erreicht, ohne daß etwa sogleich der Abstieg einsetzt. Die Natur richtet es weise ein, daß ein verhältnismäßig langer Lebensweg auf dieser Linie verläuft. Es dauert viele Jahre, die man, ohne körperlich oder geistig abzufallen, auf der Höhe des Lebens zubringt. Und für viele, ja für die meisten Menschen, sind diese Jahre — es ist das die Wende zwischen dem dritten und vierten Jahrzehnt — besonders kostbar und wertvoll. Der Charakter des Menschen ist nun ganz gefestigt. Seine Weltanschauung steht unverrückbar fest.

Die nächste Epoche, die vom 42. bis zum 49. Lebensjahre reicht, ist die Zeit der Lenkung, Führung und Beratung anderer. Man hat jetzt meist heranwachsende Kinder, denen man beratend zur Seite stehen muß. Die einstige, fast spielerische Tätigkeit der Erziehung der eigenen Familie ist vorbei. Die erworbenen Lebens-

## Sind sie intelligent? Können sie rechnen?

Denksporaufgaben von Peter Dmm.

1. Wieviel Kleingeld müssen Sie bei sich tragen, wenn Sie jederzeit auf Beträge bis zu zehn Mark herausgeben können, ohne bei einem Dritten wechseln zu müssen?

2. Wieviel Fehler enthält dieser Bericht eines Zeitungsbereichters?

„Shanghai, den 30. Feber 1932. Eigene Drahtmeldung unseres Sonderberichterstatters. Die Lage hat sich zugespitzt, im Hafen liegen japanische Kriegsschiffe, die ständig die Chinesenstadt beschießen. Alle Telegraphenleitungen sind zerstört, diese Nachricht kann ich Ihnen nur durch Brief übermitteln. Die Chinesen haben ihre Viertel geräumt, die japanischen Marinetruppen halten das Chinesenviertel besetzt. Heute ist japanischer Nationalfeiertag, es fällt kein Schuß. Die amerikanischen und französischen Truppen stehen unter erhöhter Alarmbereitschaft. Weit draußen vor den Toren findet ein Fußballwett-



Spiel zwischen amerikanischen und französischen Soldaten statt. Telegraphieren Sie, falls ausführlichere Berichte erwünscht werden."

3. Wieviel — passen Sie genau auf, es ist nicht leicht! — sind ein und einhalb Drittel von Tausend?

4. Welche ganze Zahl ergibt, mit einer anderen ganzen Zahl multipliziert, sieben?

5. Lehmann und Müller stritten sich. Lehmann behauptete, besser rechnen zu können als Müller. Müller bestritt das. Sie traten zu einem Wettbewerb an. Müller schrieb auf: 12345679 und sagte: „Multipliziere das mal mit neun!“ Lehmann rechnete eine paar Minuten und lange ehe er fertig war. sah er, daß Müller das Resultat schon hingeschrieben hatte: 111 111 111. Lehmann behauptete, Müller habe gemogelt. Müller schlug vor, die Zahl 12345679 mit einer anderen Zahl zu multiplizieren, beispielsweise mit 72. Lehmann rechnete und rechnete, aber Müller zählte etwas an den Fingern ab und schrieb blitzgeschwind das richtige Resultat hin: 888 888 888.

Wie konnte Müller so schnell rechnen?

6. Eine Krämersfrau auf dem Lande hatte zwei große Buben, die aufeinander neidisch und eifersüchtig waren. Keiner wollte mehr Arbeit tun als der andere. Die Mutter mußte alle Arbeit gerecht verteilen. Einmal hatte sie verschiedene schwere Säcke und Lüten durch ihre Jungen in die Stadt zu bringen, nämlich: 1 Sack Briten, 1 Sack Äpfel, 1 Sack Kartoffeln und vier Säcke Mehl. Ihre Waage reichte nicht aus, die Gewichte richtig auszubalancieren, aber sie fand heraus, in welchem Verhältnis zueinander die Pakete wogen. Es wog 1 Sack Äpfel so viel wie 6 Sack Mehl; 1 Sack Kartoffeln wog so viel wie 1 Sack Äpfel und 2 Sack Mehl zusammen; der Sack Briten wog so viel wie 1 Sack Kartoffeln und 2 Sack Mehl.

Wie verteilte sie die Waren auf die beiden Buben, so daß jeder gleichviel zu tragen hatte?

7. Stellen Sie sich vor, Sie träumen: ein Mann schenkt Ihnen eine Million. Sie sollen ausrechnen, wieviel Dollars und wieviel Lire das wären, je ein Drittel sollen Sie zu 5 Prozent, je ein Drittel zu 9 Prozent, den Rest sollen Sie in 23 gleiche Teile teilen, jeden Teil mit 17 multiplizieren und nach Abzug von 43 Prozent auf die Bank legen zu 4 Prozent Zinsen. Der Mann schenkt Ihnen aber die Million nur, wenn Sie diese Rechnung in einer Minute lösen. Was würden Sie tun, wenn Sie das träumen?

### Auflösungen:

1. Sie brauchen 13 einzelne Münzen: 2 zu 3 Mark, 1 zu 2 Mark, 1 zu 1 Mark, 1 zu 50 Pfennig, 4 zu 10 Pfennig, 2 zu 5 Pfennig, 1 zu 2 Pfennig, 2 zu 1 Pfennig.

2. Heber 1892 hatte nur 29 Tage. Der Berichtstatter schickte anlässlich eine Traubenernte, schreibt, daß die Telegraphenleitungen zerstört seien und deshalb trotzdem telegraphische Nachrichten. Die japanischen Schiffe im Ozean schicken auf ihre eigenen Landleute im Ostindienhandel, das doch von den Chinesen geräumt ist, aber eigentlich scheuen sie nicht, denn es soll doch Nationalfeiertag sein. Truppen in Alarmbereitschaft spielen nicht Fußball.

3. Einhalb Drittel von Tausend sind 500.

4. Die Eins natürlich, denn einmal sieben ist sieben.

5. Müller hat ein bißchen gemogelt. Er wußte, daß 12345679 (die 8 fehlt) mit 9 multipliziert 111.111.111 ergibt. Und wenn mit dem Doppelten von 9 multipliziert wird, erhält man das Doppelte der Einerreihe, also 222.222.222. Beim Doppelten von 18—36 — kriegt man die doppelte Zweierreihe, bei 72 die doppelte Viererreihe, also 888.888.888.

6. 1 Sack Äpfel = 6 Sack Mehl; 1 Sack Kartoffeln = 6 Sack Mehl (die Äpfel) und 2 Sack Mehl, also 8 Sack Mehl; 1 Sack Briten = 8 Sack Mehl (nämlich die Kartoffeln) und zwei Sack Mehl, zusammen 10 Sack Mehl; also insgesamt — umgerechnet — 24 Sack Mehl, dazu kommen die vorhandenen 4 Sack Mehl. Das Gewicht von 28 Sack Mehl ist zu verteilen, auf jeden Buben entfallen 14. Der eine Knabe trägt den Sack Briten (= 10 Sack Mehl) und die 4 vorhandenen Sack Mehl (zusammen das Gewicht von 14 Sack Mehl); der andere trägt den Sack Äpfel (= 6 Sack Mehl) und den Sack Kartoffeln (= 8 Sack Mehl), also ebenfalls Waren im Gewicht von 14 Sack Mehl.

7. Wenn Sie einen solchen Blödsinn träumen, sollten Sie bald aufwachen!

# „Orfan.“

Von Florian Parmentier.

Unter diesem Titel erscheint soeben in deutscher Uebersetzung ein in Frankreich bereits in weit über 50.000 Exemplaren verbreitetes Buch von Florian Parmentier, das den Krieg so schildert, wie er von der französischen Seite gesehen wurde. (Verlag Otto Kante, Leipzig, 308 Seiten. Kartoniert 3.50 RM., Ganzleinen 4.50 RM.) Es verdammt den Krieg, die Verheerung und Feindschaft der Nationen und zeigt, wie der Tumult künstlich geschürter Vogeilerstörung selbst die denkenden Menschen beider Völker erfaßte und sie in den Schmelztiegel der Massen warf. Die nachstehenden Auszüge sind gerade für den deutschen Leser von größtem Interesse.

Die Red.

## Das Todesloch.

Beim Laufen finden Chevagnes und seine Kameraden ein Erdloch und stürzen in vollem Schwung hinein. Tief unten liegt ein Toter. Ihre Hände berühren welkes, fast flebrigendes Fleisch und ziehen sich in jähem Ekel gleichzeitig zurück.

Wortlos richten sich unsere Sanitäter unter der Erde ein. Wie Eulen drücken sie sich an die Wand. Sie sehen aus, wie mit Steinbroden besetzt. Sie suchen in die Erde einzudringen und machen sich ganz klein, um unter der rauhen Oberfläche zu verschwinden. Ueber ihnen weben Kugeln und Schrapnells ihre verhängnisvollen Netze, in denen sich jedes lebende Wesen fangen muß, das sich an die Oberfläche wagt. Orfan-artiger Tumult erschüttert den Boden, als winde sich das Unwetterum in Krämpfen. Die Erde zittert unter den Tritten unsichtbarer Gestalten, deren rauhe Stimmen noch lange nachklingen.

Von ihrer Höhle aus können Chevagnes und die anderen zwar nichts sehen, aber in dem Lärm, der an ihr Ohr dringt, unterscheiden sie etwas wie Hilferufe und Schluchzen sterbender Menschen. Vielleicht ist auch die grauliche Anwesenheit des Toten in dieser Gruft schuld daran.

Gesenkten Hauptes, ohne ein Glied zu rühren, warteten sie, bis der Sturm sich beruhigt haben würde, um ihre Arbeit wieder aufzunehmen. In ihrem Gehirn war eine große Leere, in der wie eine Kugel eine verworrene Idee hin und her rollte, welche die beiden Dinge umschloß, die sie einzig und allein noch fühlen konnten: das Grauen des Todes, der überall umhertreibt und Ohnmacht diesem Schicksalschlage gegenüber.

Plötzlich etwas wie eine phantastische Kavalkade. Der Erdboden hallt wider, und es scheint, als lege dieser Galopp eine Erschütterung in den Köpfen aller zurück. Fast in demselben Moment stürzt ein Pferd mit seinem Reiter wie ein Meteor in die Grube hinein. Das Pferd erhebt sich und springt auf die Kufe. Viel schwerer wird es seinem Herrn, sich aufzurichten. Er hat mit einer klaffenden Wunde in der Seite mehrere Kilometer im Sattel zurückgelegt und mit den Händen seine Eingeweide festgehalten.

Woher kommt er? Vielleicht aus einer Welt, die es gar nicht gibt! Vielleicht ist er nur ein Gespenst des Wahnsinns.

Sie betrachten den Verwundeten ohne Bewegung und ohne ihm zu helfen.

Chevagnes bejammert sich endlich auf die Pflicht der Männer mit der Armbinde.

„Armer Ker!“, sagt er, „wir haben auch

nicht ein Paket Verbandstoff bei uns. Alles ist auf dem Verbandplag zurückgeblieben.“

„Oh“, erwiderte der Verwundete, „ich brauche nichts. Helft mir nur, meinen Koppel wieder festzumachen.“

Dann spricht er schwärmerisch mit sieberglänzenden Augen von großen Siegen, die Frankreich überall davontragen wird.

Nach und nach wird der Ton seiner Stimme schwächer. Seine Worte kommen nur noch stoßweise — dann ein leises Stöhnen das auf die Dauer quälend wirkt. Ein dumpf klingender Ton, der nicht enden will. — Nichts war unter den Eindrücken der Schlacht so fürchterlich, wie dieses schwache Stöhnen des Mannes, der langsam in den Schlaf sinkt, aus dem man nicht wieder erwacht.

Immer länger dauert der Todeskampf; er kann nicht sterben. Der Anblick, den er bietet, ist fürchterlich, ist um so grauziger, als man ihn nicht zum Schweigen bringen kann.

Der Sterbende ist unmerklich in die Nähe der Leiche gerückt. Die beiden Körper scheinen im Tode in eins zusammenzuschmelzen. Doch das Stöhnen des Verwundeten hört nicht auf. Trotz dem allgemeinen Tumult scheint dieser Ton die ganze Umgebung zu erfüllen; alle Kameraden zittern mit in dieser unaufhörlichen Klage.

Indessen saßen Granaten und Geschosse mit unverminderter Kaserei um den Trichter. Mit erhobenem Kopfe, die Rüsten weit geöffnet, wittert das Pferd die unsichtbare Macht, die die Luft ringsum erfüllt. In der Tiefe des Todes treffen die Geschosse abwechselnd den Verwundeten und den Toten, besonders den Toten, in den sie sich mit einem „Anak!“ befriedigt zu versenken scheinen. Da erreicht eine einschlagende Granate das Pferd. Es stürzt und legt sich noch lange mit fast menschlichen Bewegungen und Widen gegen den Tod zur Wehr.

Das Gleichzeitige dieses verschiedenartigen Todeskampfes und der verwesende Körper erfüllen die Sanitäter mit tiefstem Grauen. Schatten schreien sich auf das Leben jedes einzelnen zu senken. Jetzt sind sie nur noch darauf besetzt, daß irgend etwas auf die Höhle niederfällt, um sie lebendig zu begraben. Schlimmeres kann ihnen kaum mehr passieren.

Endlich kam das Loben zur Ruhe.

Die Sanitäter benutzten diesen Moment, um sich behutlos aus ihrer Grube zu erheben. Das Schlachtfeld war verlassen und nur noch mit Toten und Verwundeten bedeckt. Ab und zu gab eine Granate einem Sterbenden noch den Gnadenstoß. Nach Aufhören des Geräusches bot jetzt das Land den Anblick schwer lastender Einsamkeit. Nur mit schärfster Aufmerksamkeit bemerkt man noch hier und da Gestalten, die, aus dem Boden auftauchend, in eiliger Flucht davonstürzten und verschwanden.

„Es gibt Arbeit für uns“, sagte Chevagnes und sah sich um.

„Da“, sagte einer seiner Kameraden, „aber wo ist nun der Verbandplag?“

„Wir müssen suchen“, antworteten mehrere Stimmen.

Eilig vertieften sie das Loch.

So kam es, daß sie auf der Suche nach der Sanitätsstation in einen Wald gerieten und weit von ihrem eigentlichen Ziel abkamen. Sie flohen vor legend etwas, das sie innerlich beängstigte. Wenn sie von Zeit zu Zeit ihr Schweigen unterbrachen, so geschah es nur, um etwas zu sagen, was mit ihren wahren Gedanken nichts zu tun hatte. Kneiflich vermieden sie, von dem fürchterlichen Loch zu sprechen, in



dem der Verwandte noch immer stöhnend liegen mochte. Sie standen so sehr unter diesem fürchterlichen Eindruck, daß sie meinten, ihr Grab umschließen sie und wandere mit ihnen.

Die Dunkelheit des Waldes floßte ihnen unbestimmte Angst ein. Sie raunten, als müßten sie sich retten. „Wie sollen wir nur das Regiment wiederfinden? ...“ Als sie in eine Richtung einbogen und einen Jäger zu Pferde sahen, gestanden sie einander: „Ich hatte solche Angst! Ich glaubte, es sei ein Uhu!“

Aber niemand wagte dem anderen zu sagen, mit welcher tollen Halluzinationen er sich herum-schlug. Jeder suchte in seiner Art nach natürlichen Erklärungen, die sie als unnatürlich empfanden und vor denen sie innerlich erschreckten.

„Vielleicht sind wirklich Deutsche im Dickicht verborgen“, sagten sie und konnten dabei doch nicht von der Idee loskommen, daß der Kavallerist, den sie mit geöffnetem Munde im Todes-kampfe in ihrem Grabe zurückgelassen, ihnen überall folge ...

## Die Erde wird kleiner.

Wie? Nun, so wörtlich ist es nicht zu nehmen, aber tatsächlich sind viele bewohnte Gegenden schon so überbevölkert, daß ein Mehr unmöglich ist, ja, daß die z. Bt. dort befindlichen Menschen nicht mehr existieren können. Daher auch ein großer Teil der heutigen schlechten wirtschaftlichen Verhältnisse, daher auch das schon seit jeher bestandene Bemühen verschiedener Staaten, Kolonien zu erwerben, in denen der Ueberfluß der Bevölkerung untergebracht werden kann, um sich selbst Existenz-Möglichkeiten zu schaffen und dem Mutterlande durch erleichterten und verbilligten Bezug von Rohstoffen zu dienen. Ueber die bestehenden Kolonien und Gebiete gibt **Freitag's Welt-Atlas 1932** (100 Ks., Verlag Freitag & Berndt, Wien VII.) Aufschluß. Auf 200 schön und deutlich gearbeiteten Karten sind alle Teile der Erde dargestellt. Europa wie Uebersee erscheint gut berücksichtigt. Ein Namensverzeichnis mit ca. 50.000 Stichworten und Hinweis auf Karte und Feld erleichtert das Auffinden der Orte, Berge, Flüsse usw. Ueber Ausführung und Ausstattung des elegant gebundenen Werkes können wir uns nur in lobendster Weise ausdrücken.

## Dies und das.

Ein schottischer Gelehrter hat nach langen und sorgfältigen Untersuchungen die Feststellung gemacht, daß das Junggeflentum in seiner Wirkung dem ungesundesten aller Berufs gleichkommt, ja, ihn an schädlicher Wirkung noch übertrifft. Von je hunderttausend verheirateten Männern zwischen vierzig und fünfzig Jahren in jedem Jahr 1507. Von je 100.000 Junggeflenten des gleichen Alters übersterben in dem gleichen Zeitraum je 1895. Zwischen 25 und 40 ist der Prozentsatz von Todesfällen für Junggeflenten fast doppelt so groß wie für verheiratete Männer. Nach vierzig Jahren vergrößert sich das Verhältnis, da die Todesfälle auch unter den verheirateten Männern häufiger werden, aber selbst bis zu achtzig Jahren stehen die verheirateten Männer günstiger da als die Junggeflenten. Versicherungsgesellschaften haben diese Erfahrung längst gemacht. Sie meinen, daß die Schönlage zum Teil auch daher kommt, daß die Frauen im allgemeinen die gesünderen und kräftigeren Männer bevorzugen, dann aber daher, daß verheiratete Männer meist, aus Verantwortungsgefühl, mehr Rücksicht auf ihre Gesundheit nehmen. Außerdem werden sie in der Regel besser gepflegt als der Junggeflente.

Ein Australier kam kürzlich in eine Stadt, nachdem er vierzig Jahre lang im Busch gelebt hatte. Er sah zum erstenmal elektrisches Licht, Straßenbahnen, Autos, das Meer und Schiffe. Vier Schmiede ihm gut, aber dem Rauschen konnte er keinen Geschmack abgewinnen.

Ein Amerikaner empfiehlt zur Erlangung guter Zähne folgende Beföhrigung: täglich zwei Äpfel, einen Liter Orangensaft, zwei Bananen, mindestens ein Ei, Kräfte und zwei andere Arten Gemüse und bis zu vier Gläsern Milch. Milch ist ja bekanntlich die vollkommenste Nahrung, die die Natur uns bietet. Und wer soll das bezahlen?

## Heiteres.

**Achtung vor den Toten.** Der englische Schauspieler Bahmore war von einer ungeheuren Beliebtheit. Als er in einem Stück, in dem er zuletzt getötet wird, von der Bühne getragen werden sollte, konnten die Träger die gewaltige Last nicht hochheben. Im Publikum amüsierte man sich darüber und man hörte eine Stimme: „Nun seht euch bloß den fetten Plumpudding an!“ In diesem Augenblick richtete sich der Tote umständlich auf und sagt mit Grabesstimme: „Achtung vor den Toten!“ Legte sich wieder um und wurde unter dem brüllenden Gelächter der Zuhörer von der Szene getragen.

## Schach-Ecke.

Alle Anzeigen und Anfragen an Gen. Wenzel Scharoch, Zweitnitz Nr. 68 bei Tepitz-Schönbau.

Allen Anfragen ist Retourmarke beizulegen.

### Schachaufgabe Nr. 118.

Von R. Rittner, Breslau.  
(Deutsche Arbeiter-Schach-Zeitung.)  
Schwarz: K4; T12; L6; h2; Sc6; g2; B4; b2; d7; e2; f5; h6 (12).



Weiß: K4; T12; L6; h2; Sc6; g2; B4; b2; d7; e2; f5; h6 (11).  
Matt in 2 Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an Gen. Wenzel Scharoch, Zweitnitz, einzusenden.

### Lösungszug zu Nr. 115: D12-14!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Herren ein: Walter Ludwig, Robert Franz, Michel Rudolf, Ehmied Ferdinand, alle aus Weisbach; Wilhelm Adolf, Töbner Max, Pöschmann Reinhold, alle aus Tilsit; Schwarz Reinhold und Kropf Rudolf, Klostergrab; Schöbel Franz, Straußhain; Wenzel Adolf, Arnsdorf bei Daldorf; Reichel Gustav, Werbesen; Häbler Anton, Fürmig; Wenzel Wilhelm, Arnsdorf bei Leschen; John Jöchl, Krachwie; Dieck Josef und Freißle Ant., Maxfeldorf; Tälisch Gustav, Wittenberg; Zeitmayer Armar, Zweitnitz; Dähnel Anton, Schönfeld; Reiss Josef, Schludenz; Wissa Emil, Wilschütz; Pinnerber Emil, Leschen; Schumpe Emil, Wobenzsch; Reiner Jakob, Römisch. (In beiden eingelangten Aufgaben sind Dame vorhanden s. B.: in Nr. 1 Schlüßel S13-e5, S2-14, kann Matt erfolgen nach Sc5-a4 oder Sc5-e4. In Nr. 2 nach 14-f3 kann das Matt mit der Dame auf e3, e5, f4 erfolgen. Ansonsten nicht übel, wegen Dual nicht druckreif, müßten umgearbeitet werden.)

### Kreismeisterschaften im VI. Kreis.

Gen. Gangl, Marienbad, errang wie im Vorjahre die Einzelmeisterschaft mit 3 Punkten aus 3 Partien. 2. u. 3.

**Bergeflüch.** Richter: „Wer ist der Vater Ihres Kindes?“ — Jungin: „Jergend ein Chauffeur, aber die Nummer des Automobils habe ich vergessen.“

**Angenehme Erinnerung.** Du schenst dich ganz und gar nicht an die hundert Mart erinnern zu wollen, die du mir schuldig bist. — Aber Mensch, die gehören doch zu meinen schönsten Erinnerungen.

**Am Krater des Vesuv.** „Ich möchte bloß wissen, wie diese ungeheure Löffnung in der Erde eigentlich entstanden ist?“ — „Ja, sehen Sie, da ist vor Jahren einem Schotten hier ein Pennyfied in ein Maulloch gefallen, und da hat er gegraben und gegraben, bis das glühende Erdinnere zum Vorschein kam.“

**Zurückgegeben.** A. zu B., der im Dunkeln, ohne zu grüßen, an ihm vorbeigegangen ist: „Na, Sie haben mich wohl für einen Laternenpfahl gehalten.“ — B.: „Ne, mein Lieber, dazu sind Sie mir oben nicht hell genug.“

**Nach der Hochzeit.** Einige Wochen nach der Hochzeit sagt der junge Ehemann zu seiner Frau: „Jetzt, wo wir verheiratet sind, Schatz, darf ich dich vielleicht auf ein paar Fehler aufmerksam machen, die du leider hast.“ Unterbricht die junge Frau seine Rede: „Bemüh' dich nicht weiter, Liebster. Denn ich weiß die Fehler schon. Es sind die, wegen der ich keinen besseren Mann als dich kriegen konnte.“

wurden mit 1½ Punkten, Brabets, Grassitz und Puchs, Alch. 4. Müller, Exer. 0 Punkte

### Partie Nr. 28.

Sizilianisch.

Gespielt am 10. Juli 1932 in Saaz anlässlich des Kreissportfestes.

Weiß: Eberhard, Komotau.

Schwarz: Hyna Josef, Hostomitz.

1. e2-e4 c7-c5  
2. Sc1-f3 Sb8-c6  
3. Lf1-b5 — — —

Derartige Züge können natürlich der Sizilianischen nichts anhaben. Geschehen sollte natürlich d2-d4.

3. — — — Dd8-c7

Warum nicht gleich D-b6? Der Läufer müßte sich dann sofort erklären.

4. d2-d3 e7-c5

5. Sb1-c3 Sc6-d4

6. Lc1-d2 Sg8-f6

7. Lb5-c4 Lf8-e7

8. Sf3-d4 — — —

Ein unnötiger Tausch, der lediglich einen schwachen Bauern zur Folge hat.

8. — — — c5-d4

9. Sc3-d5 Sf6-d5

10. Ld4-d5 0-0

11. 0-0 d7-d6

12. f3-f4 Le7-f6

Was dieser Läufer hier soll, ist unersichtlich. Stellungsgenau konnte folgen: Ld7 oder Kh8 mit der Folge etwa, Ld7; Lc6, oder Kh8, f6, Ld7, Le8, Lf7 usw. Das zu erwartenden Königsangriff müßte Schwarz wohl oder übel in Kauf nehmen.

13. f4-f5 — — —

14. Ld5-b3 — — —

Ein großer Fehler! Einem noch größeren begeht Weiß, indem er die ihm gebotenen Angriffschancen nicht beachtet. Die Angriffsfortsetzung war: 14. Dh5; Dc2; 15. Lg5, Lxg5, Dxxg5. Und was jetzt? Es droht f5-f6 mit Matt. Bei richtigem Spiel dürfte Schwarz rasch in Nachteil geraten.

14. — — — Dc7-b6

15. Kgl-h1 Ld7-c6

16. c2-c3 Ta8-d8

17. c3xd4 d6-d5

Gen. Hyna als Problemkomponist sucht problemartige Wendungen; daß dieses Vorhaben gelingt, ist nur das Verdienst seines Partners, der eben auf den Schwindel hereinfiel!

18. d4xe5 f6e5

19. Dd1-c2 d5xe4

20. d3xe4 Td8xd2

21. Dc2xd2 Lc6xe4

22. Th-e1 Dh6-c6

23. Dd2-c2 Dc6-h6!

24. h2-h3 Dh6xh3!

25. Kh1-g1 Dh3-h2!

Sonderbarerweise übersieht Schwarz das zweizügige Matt: 25. Ld4; 26. Kf1, Dh1. Weiß bemühte sich ehrlich, seinem Gegner entgegenzukommen, sogar im letzten Zuge. Schluß.

26. Kgl-d2 Le5-d4!

Anmerkungen von R. Gangl, Marienbad.